

Die Obdachlosen

(I senza tetti)

Skizze aus dem italienischen Volksleben

von

Gräfin M. Theresia Ledóchowska.

Alle Rechte vorbehalten

Salzburg 1910

Im Verlag der St. Petrus Claver Sodalität

I.

Willst du einen Ort kennen lernen, der dir einen kleinen Vorgeschmack von der Schönheit des Paradieses gibt? Fahre an einem hellen Herbsttag an die nur einige Meilen von Rom entfernte Meeresküste Anzio-Nettuno. Sie bietet dir einen Anblick, der nicht zauberischer gedacht werden kann.

Ein solcher Herbsttag war der 15. November des Jahres 1908. Die Sonne glitt langsam, nachdem sie vom frühen Morgen an als unumschränkte Gebieterin am Firmamente gegläntzt hatte, dem leichtbewölkten Westen zu. Die blaue Himmelsdecke wölbte sich über der spiegelglatten, stahlgrün schimmernden Meeresfläche. Über den Halben von Anzio mit seinen Schiffen und Kähnen und dem ins Meer hineinragenden Molo legten sich bereits Schatten, während auf der gegenüber liegender Seite im Osten die lang gestreckte Küste in einer seltsamen Farbenpracht glühte. Nettuno, die einstige Römerstadt, die an dem Felsen hängt wie ein Schwalbennest an einem Giebedach, brannte förmlich unter dem Kusse des immer röter gefärbten Abendhimmels. Einige hundert Schritte von Nettuno entfernt schimmerten die weißen Mauern des Heiligtums Unserer lieben Frau von der Gnade (Nostra Signora delle Grazie) Trost und Gnade verheißend herüber.

Am Horizont zeichneten sich immer deutlicher die Segelschiffe der Fischer, die nach getaner Tagesarbeit dem Hafen von Anzio zusteuerten. Schwänen gleich, in regelrechter Linie, einer nach dem andern, trieb die sanfte Abendbrise sie gegen ihr Ziel.

Am Hafen war es um diese Tagesstunde rege. Die Fischkäufer erwarteten die heimkehrenden Fischer. Auch Weiber und Kinder standen herum und harrten des rückkehrenden Gatten oder Vaters.

Langsam nahte ein Schiff nach dem andern; in einer Ordnung, die eine gewisse Disziplin verriet, nahm ein jedes seinen Platz längs des Hafen-Quais ein. Auf den Schiffen selbst entstand eine lebhafte Bewegung. Knirpse von Schiffsjungen, die rote Wollmütze keck aufs linke Ohr gedrückt, kletterten mit bloßen Füßen auf den Mastbaum, andere bis an den äußersten Schiffsbug, um die Segel frei zu machen. Unten auf dem Schiffsboden standen die Männer, zogen an den Stricken oder ordneten ihre Netze und beeilten sich insgesamt, die Abendtoilette ihrer Schiffe zu beenden, um bald der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

Kleine Kähne legten an die Schiffe an, um die Fischer samt Fischbeute ans Land zu bringen. In einen dieser Kähne sprang ein junger Mann von mehr als mittlerer Größe in ärmlichem, knapp anliegendem Fischeranzug von dunkelblauer Farbe, auf dem Kopfe die kleine Wollmütze mit dem Knopfe über dem Scheitel. Mit ihm war ein Knabe, der einen offenen, viereckigen Binsenkorb auf den Schultern trug. Die beiden stießen ans Ufer und waren in wenigen Sätzen auf dem

Quai. Ei altes Weib hielt sie an; auch einige Neugierige umringten den Knaben, der sie nicht ohne Stolz den Inhalt seines Korbes mustern ließ.

„Gute Beute, Carlo?“ fragte die Alte.

„Schaut selbst“, antwortete der Mann in gleichgültigem Tone.

Das Weib sah in den Korb. Da lagen sie nebeneinander und untereinander, große und kleine silberschimmernde Fischlein, wieder andere mit rosigen Schuppen und dann noch allerhand unförmiges Getier von den wunderlichsten Arten und Gestalten. Ein Nichtkenner hätte sich jedenfalls mit Ekel abgewendet; nicht so die Alte, welche mit wohlgefälligem Schmunzeln ihre dünnen, nicht gerade appetitlichen Finger in den Korb tauchte, als wolle sie nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Tastsinn die Ware auf ihren Wert prüfen. „Ist doch ein Glückskerl, dieser Carlo!“, wurde es unter den Umstehenden laut.

„Die schönste Beute fällt so oft ihm zu. Wie er es nur anstellt?“

„Na, er braucht's aber auch! - Die alten Eltern erhalten und noch die Signora (=seine Frau) in der Stadt haben! Keine kleinen Spesen“, höhnte ein anderer.

„Werden die Stadtluft bald satthaben“, bemerkte hämisch ein dritter.

„Er selbst ist ja ohnedies bald wieder zurückgekehrt; nun, und die Palmira?“

„Kann für Mann und Kind verdienen“, warf ein vierter ein, „die umgekehrte Welt. Mir kann es recht sein. Kommt, Kameraden, trinken wir noch ein Gläschen.“ Die Kerle verschwanden in der nächsten offenen Osteria. Carlo lehnte an der Hafenummauer und starrte wie geistesabwesend in die Ferne. „Kommst du heim? Soll ich einen der Fische zurückbehalten und dir zum Abendessen braten?“

„Heim?“ - Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Geh nur, Mutter. Ich hab' noch einen Gang. Esst ohne mich zu Abend.“

Das alte Weib seufzte, winkte dem Jungen, ihr mit dem Korbe zu folgen, und ging dem Ufer entlang. Carlo sah der Alten nach bis sie in einem rauchigen, finsternen Schuppen, welcher der ganzen Familie als Wohnung diente, verschwunden war. Dann wandte er sich raschen Schrittes dem Städtchen zu.

Auf dem großen, hübschen Platze vor der Kathedrale standen die Leute in Gruppen: Männer, Frauen und Kinder; Hunde spielten dazwischen. Alles atmete Feierabend. Die Sonne war untergegangen und doch die Nacht noch nicht angebrochen. Carlo eilte dem Postbüro zu, welches sich am Ende des Platzes befand. Eine kleine Vorhalle. Drei Schalter. Über dem mittleren war die Aufschrift: Ferma in posta.

Der junge Mann, jetzt plötzlich schüchtern geworden, trat an der Schalter. Der Beamte schrieb und schaute nicht auf. Wer wird sich auch wegen eines rohen Fischers stören lassen?

Carlo wartete geduldig, bis der Mann die Feder hingelegt hatte.

„Ist kein Brief da für Carlo Buggiani?“

Der Beamte warf einen nachlässigen Blick in das Fach mit dem Buchstaben „B“ und begnügte sich, verneinend mit dem Kopfe zu schütteln.

„Nichts da?“ - und Carlos tiefe Bassstimme zitterte leise, während seine gebräunten Wangen sich leicht röteten.

„Nein nichts! Versteht Ihr nicht italienisch?“ brummte der Beamte.

„Das ist aber nicht möglich. Seit drei Tagen m u s s ein Brief aus Rom da sein. Suchen Sie doch unter Carlo, bitte.“

Den Beamten brachte das einfältige Ansinnen zum Lachen. „Und wenn ich alle Carlos in den Fächern durchsuche, so ist deshalb doch kein Brief für Euch darunter. Gebt Euch zufrieden.“ -

„Gebt Euch zufrieden!“ Als ob dies so leicht auszuführen als zu sagen sei! -

Ein tief wehmütiger Zug spielte um die Lippen des Fischers. Er biss sie fest zusammen, um seine Erregung zu verbergen. Unschlüssig stand er da. Er konnte sich von dem Anblick dieses großen Fächerkastens, welcher vielleicht d o c h Nachricht vom geliebten Weibe enthielt, nicht trennen.

Der Beamte wollte den Schalter schließen. In diesem Augenblick betraten zwei elegante Damen, dem Anscheine nach Engländerinnen, das Postbüro. Carlo trat zur Seite. Er wartete lange, bis die Damen ihre Angelegenheit erledigt hatten. Danach rasch, ehe der Beamte den Schalter schließen konnte, trat er nochmals knapp heran.

„Sehen Sie doch nochmals nach“, bat er flehentlich.

Statt aller Antwort klappte das Türchen des Schalters zu. Dem Beamten war offenbar die Geduld gerissen. Wie dumm doch diese Fischerleute sind! Der junge Mann klopfte nochmals schüchtern an das Türchen - einmal - zweimal - dreimal. Umsonst! Ein vorbeigehender Briefträger fasste ihn bei der Schulter. „Seid doch nicht so sekkant! Der Herr da drin hat keine überflüssige Zeit für Euch. Macht dass Ihr fortkommt. S' ist ohnehin gleich Büroschluss.“

Carlo warf dem Manne einen langen, bösen Blick zu, während er mit der Rechten in die Tasche nach dem Messer griff. Dann besann er sich eines andern, drehte sich um und eilte aus dem Postbüro, über den Hafen bis an die äußerste Spitze des Molo.

Hier warf er sich auf den kalten Quaderstein, drückte den Kopf mit dem schwellenden braunen Haar in beide Hände und weinte, weinte so bitterlich, als müsse er sein ganzes Herz ausweinen.

„Was war geschehen, dass Palmira nicht mehr schrieb? Sie wusste doch, in welcher Sorge er um den kleinen kranken Angelo war! War er tot? War Palmira selbst krank? Vielleicht ohne Verdienst? Ohne Brot? Warum schrieb sie nicht? Warum? Warum?“ --

Indessen sich diese Gedanken im Kopfe des armen Fischers kreuzten und es darin wogte wie auf hoher See, lag das weite, weite Meer so friedlich da und nur leise, leise, in regelmäßigen Absätzen, schlug die Brandung an die Quadersteine des Molo.

Und drüben im Osten, auf den Fensterscheiben des Heiligtumes Unserer lieben Frau von der Gnade, blitzte ein letzter Widerschein der schon untergegangenen Sonne auf, als wolle er die leidende Menschheit lehren, wo allein Hilfe und Trost und Gnade zu suchen sei. Dann erstarb auch er und die Nacht brach an.

II.

Er promenierte langsamen Schrittes über den schwellenden Teppich, welcher den spiegelglatten Marmorboden eines Saales des Kapitols bedeckte. Die Wände waren mit gelbem Damast bekleidet, mit dünnen Goldstäbchen in Felder geteilt. Von gleichen Stoffen waren die Vorhänge der hohen Fenster, durch welche das Licht in Fluten herein gedrungen wäre, wenn es nicht ein breiter, mit Arabesken verwobener Vorhang, der über die ganze Fensteröffnung herabfiel, gedämpft haben würde. --- Die Exzellenz schien nicht sonderlich beschäftigt zu sein, obzwar der Arbeitstisch voll Akten lag, die offenbar der Erledigung harren. Er blieb stehen, strich sich behaglich über den Bauch, über dem eine dicke, goldene Uhrkette und eine Anzahl Breloques hingen, näherte sich einem der Fenster und schob den Musselin-Vorhang zur Seite. Da lag es zu seinen Füßen im leichten, rosigen Duft eines herrlichen Herbstmorgens, das Rom der Cäsaren, das Rom eines Petrus, welcher die Lehre des Nazareners allmählich verbreitete; das Rom, welches seinen Boden tränkte mit dem Blute der Christen, so dass man hätte meinen müssen, es bleibe kein Lebensfaden mehr von diesem verhassten Volke. Und dort zu seiner Linken über dem Tiber, da zeichnete sich eine Kuppel in so sanften, erhabenen Linien von bläulichen Horizonte ab und sagte ihm in stummen und doch so beredten Worten, dass die Kirche des Nazareners noch immer in Jugendfrische dastehe, dass dort, wenn auch gefangen, als Petri Nachfolger ein Greis lebe, dessen Weisheit die Welt in Staunen setzt - und dass dieser, obgleich tief die Schmach empfindend, dass ein Nachkomme der Christumörder, ein Freimaurer und Christushasser, hier auf dem Kapitol throne, sich sicherer fühlt in seiner Gefangenschaft, als die Exzellenz in ihrer durch Schachzüge der Hölle erkletterten Würde. So herrlich daher auch an sich der Blick gegen St. Peter war, die Exzellenz vermochte ihn nicht lange zu ertragen, - ein höhnischer, hässlicher Zug umspielte seine Lippen. Er wandte sich ab, ließ wohlgefällig die Augen über das weite von Kirchtürmen und Kuppeln malerisch unterbrochene Häusermeer schweifen und sie dann zur Rechten ruhen, wo die hohen Gebäude des Quirinals stolz herüberwinkten. Der Quirinal! Der Aufenthalt des Königs! Ha! Ha! Was Krone, was Szepter! Wie lange muss die Komödie noch geduldet werden? Sind die „Brüder“ nicht über Könige und Kronen?

In diesem Augenblicke erschien ein glattrasierter Kammerdiener im Frack und weißer Krawatte an dem Eingange des Saales und blieb respektvoll in tadelloser

Haltung stehen. In der Hand hielt er ein silbernes Tablett, darauf eine Kristallflasche nebst Glas. Die Exzellenz, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, trat an den Schreibtisch und winkte dem Mann, näher zu treten. Dieser stellte das Tablett auf den Tisch und schenkte auf einen Wink ein Glas köstlichen Wermuts ein.

Die Exzellenz leerte das Glas in einem Zuge.

„Es ist zehn Uhr vorbei. Wo bleibt der Administrator?“

„Er wartet bereits im Vorzimmer.“

„Warum meldest du ihn nicht sofort? Lass’ ihn herein, und dass uns niemand störe!“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Der Kammerdiener entfernte sich. Wenige Augenblicke darauf trat ein spindeldürrer Männchen im schwarzen Gehrock in den Saal, eine Aktenmappe unter dem Arm.

Die Exzellenz hatte sich in einem bequemen Lederstuhl niedergelassen, schlug die Beine übereinander - soweit ihr dies bei ihrer Belebtheit möglich war - und steckte sich eine Havanna an. Sie winkte dem Italiener, auf einem Stuhle Platz zu nehmen.

„Nun, was haben Sie mir Gutes mitzuteilen? Ich erwarte alles von Ihrem Rechentalent. Lassen Sie hören“, stieß er mit dicker Stimme hervor.

Der kleine Italiener nahm eine pathetische Miene an.

„Nichts besonders Erfreuliches, Exzellenz. Bitte übrigens nicht zu vergessen, dass - als ich die Situation übernahm - “ -

„Ich weiß, ich weiß, sie war nicht am besten geordnet. Aber sie zu verbessern, darin eben soll sich Ihre Kunst bewähren. Sie wissen, ich verstehe, erkenntlich zu sein.“

Das Männchen verzog die Lippen zu einem geschmeichelten Lächeln.

„Eure Exzellenz müssen sich aber zu dem Mittel entschließen, das ich mir schon einmal erlaubte, vorzuschlagen. Wenn wir es anwenden, haben wir mit einem Schlage eine erhebliche Mehreinnahme erreicht.“

„Hm!“ - Die Exzellenz tat einen kräftigen Zug aus ihrer Havanna und spielte nachlässig mit der Uhrkette. „Ich hätte es gern vermieden.“

„Eure Exzellenz dürfen Ihr edles Herz nicht sprechen lassen. In Geschäften darf man nur den Verstand fragen.“

„Predigen Sie nicht, Herr“, lachte die Exzellenz. „Es steht Ihnen so wenig an, wie mir, eine Predigt zu hören. Sie wissen so gut wie ich, weshalb ich zögere. Unter den Versprechungen, welche dem "Block" zum Siege verhelfen, nahm die Abhilfe der Wohnungsnot der ärmeren Klassen die erste Stelle ein. Wir sind seit bald einem Jahr am Ruder und die Wohnungsnot nimmt zu anstatt ab. Zum Überflusse wird es ruchbar, dass ich selbst meine Mietsparteien gesteigert habe. Einige Assessoren gingen hierin noch unvorsichtiger zu Werke. Geben wir uns keiner Täuschung hin,

Freund. Glauben Sie, dass der materielle Vorteil den moralischen Schaden aufwiegt?“

Der Italiener hatte die dicke Exzellenz während des Gespräches scharf beobachtet.

„Ja, wenn es sich nur um einen Vorteil handelt, dann freilich.

Ich hatte geglaubt, Exzellenz wollten um jeden Preis“ - -

Die Exzellenz wurde ungeduldig.

„Drehen Sie mir nicht die Worte im Munde um. Wenn ich Ihnen meine persönlichen Bedenken vorlege, so kann ich den andern Herren Gemeinderäten nichts vorschreiben.“

„Ah so! Ich verstehe.“ Der Italiener zog die Lippen wieder zu einem triumphierenden Grinsen zusammen. „Ich habe also versuchsweise carte blanche für andere Klienten.“

Die Exzellenz hüllte sich in ein diplomatisches Schweigen.

Der Italiener fuhr fort: „Um so besser. Morgen halte ich gleich Umschau unter den säumigen Zahlern und werde weiteres veranlassen.“

„Aber langsam, mein Bester, mit Vorsicht.“

„Seien Exzellenz unbesorgt. Ich verstehe mein Geschäft. Und übrigens sind so hohe Herren immer frei und unschuldig, wenn etwas an die Öffentlichkeit dringt. Einem übereifrigen Administrator wird das Ganze in die Schuhe geschoben.“

„Hoffentlich wird dies nicht nötig sein. Sind wir jetzt fertig, Herr?“

„Wenn ich noch einen Vorschlag machen dürfte. Es könnte nicht schaden, die allgemeine Aufmerksamkeit von der Wohnungsnot abzulenken und der Menge wieder etwas ‘klerikalen Sand’ in die Augen zu streuen.“

Die Exzellenz, welcher offenbar die Unterredung schon zu lange gedauert hatte, horchte mit erneuter Aufmerksamkeit zu.

„Lassen Sie hören.“

„Meinem Freunde, dem Direktor des ‘Asino’, kam ein herrlicher Gedanke, dessen Durchführung, nebenbei gesagt, einen kleinen Beweis der Erkenntlichkeit wohl verdienen würde. Er beabsichtigt, wenn Eure Exzellenz es billigen, im Stadtrat den Antrag zu stellen, die Gemeinde möge die Frauenklöster mit Klausur für die Stadt übernehmen und deren Grund und Boden dem obdachlosen ‘Popolo romano’ überweisen.“

„Ah famos! Das ist in der Tat ein leuchtender Gedanke. Und seine Durchführung, mein Lieber?“

„Die haben wir auch schon vorgesehen. Nichts leichter. Es betrifft ohnehin nur zehn Frauenklöster, die vom Säkularisationsgesetz verschont wurden. Den älteren Nonnen weisen Eure Exzellenz einfach in Gnade ein Asyl an, wo sie auf Staatskosten in Ruhe ihr Leben beschließen können. Nun, und den jüngeren gibt man ihre Ausstattung und Freiheit wieder.“

„Ausgezeichnet, - wenn das Kultusministerium nicht wäre. Ich fürchte, das könnte uns Schwierigkeiten machen. Aber immerhin der Gedanke ist gut. Ihr Freund möge

ihn nur einbringen. Und Sie, mein Lieber, der Sie, wie Sie sagen, schon Übung in diesen Geschäften haben, studieren Sie mir indessen genauer die Sachlage, wie ich das Kultusministerium zwingen könnte, die Nonnen vor die Türe zu setzen. Das gibt allerdings - wenn auch keine große Verminderung der Wohnungsnot - einen herrlichen Blitzableiter für die Menge. Ich danke Ihnen, Herr - “

Die Exzellenz erhob sich und gab durch ein Zeichen der Hand zu verstehen, dass die Unterredung beendet sei. Im gleichen Augenblicke erschien der Kammerdiener an der Türschwelle.

„Exzellenz, der Wagen ist bereit.“

Der kleine Italiener schnellte von seinem Sitz in die Höhe, nahm seine Mappe unter den Arm und verbeugte sich tief. Die Exzellenz reichte ihm die Hand zum Abschied, was sie sonst nie tat. „Man erwartet mich zu einem Ehrenwermut im Splendid -Hotel. Was wollen Sie? Den Standespflichten kann man sich nicht entziehen. Ich habe keinen Augenblick mehr für mich.“

III.

Der Himmel war tiefblau. Die ewige Stadt lag im Glanze der Nachmittagssonne. In den Gärten schimmerten zwischen dem dunklen Laub der Orangen - und Mandarinenbäume die immer goldiger werdenden Früchte. Dem Anblick nach hätte man sich ins Frühjahr versetzt glauben können. Aber die eisigkalte Tramontana, welche von den Sabinerbergen blies, auf deren Kuppen frisch gefallener Schnee funkelte, verriet auf nicht misszuverstehende Weise den „Winter in Rom.“

In einer Nebenstraße des Häuserviertels zwischen der *Via Nazionale* und *Via Cavour* ging es an diesem November-Nachmittage noch lebhafter zu, als es sonst zu sein pflegt, wenn die liebe Jugend nach glücklich abgesessener Schulzeit ihre Freiheit auf der Straße unter Lärmen und Spielen genießt. Beschäftigungslose Männer, Marktweiber, halbwüchsige Jungen standen in Gruppen zusammen und besprachen eifrigst das, was offenbar in diesem Augenblicke das „Ereignis der Straße“ bildete.

Aller Blicke waren auf ein mehrere Stockwerke hohes Haus von wenig einladendem Äußeren gerichtet, vor welchem ein großer, mit einem mageren Maultier bespannter Karren stand. Auf dem Karren war allerhand ärmliches Möbelwerk; um den Karren herum eiserne Gestelle, alte schadhafte Truhen, schmutzige Decken, irdene Töpfe u. dgl. „Sfratto! Sfratto!“ (= gerichtliche Kündigung) tönte es hie und da hämisch aus dem einem sprudelnden Quell gleichenden Geschnatter der Weiber, die das Haus umringten.

Zwei Karabinieri marschierten majestätisch die Straße entlang, ohne die lärmende Menge nur eines Blickes zu würdigen. Nur hie und da, wenn ihnen da drinnen im bewussten Hause ein Stillstand einzutreten schien, verschwanden sie in der

rauchigen Eingangstür und bald sah man sie wieder herauskommen, einen oder mehrere in Lumpen gehüllte Einwohner vor sich hertreibend, die mit Möbelstücken schwer beladen waren.

„Avanti, avanti, bis Sonnenuntergang muss das Haus geräumt sein!“

„Aber wo sollen wir hin mit all dem Zeug?“ grunzte eine Alte und wies auf ihre von den Gassenjungen umdrängten Halbseligkeiten im Straßenkote hin. Die Karabinieri zuckten beide wie zwei Inseparables die Achseln.

„Das ist eure Sache. Wir führen nur aus, was uns befohlen ist.“

„Ich habe es immer gesagt, der Beppo hätte sich früher vorsehen sollen.

Seit einem Jahr soll er den Zins schuldig sein, sagt man“ schwatzte ein Marktweib.

„Der Angelo auch, und der Aristide auch. Was wollt ihr! Die vielen Streiks hintereinander sind daran schuld.“

„Woher sollen die Leute den Zins nehmen. Die Arbeiterkammer zahlt nur gerade so viel, dass der Mensch nicht zu verhungern braucht und sein Elend weiter erleben kann. Ich hab's immer gesagt,“ warf ein seit dem letzten Bäckerstreik arbeitslos gewordener Bäckerjunge hin.

„Na, aber von einem Gemeinderat hätte man schon mehr Einsicht erwarten können. Die Herren haben leicht lachen, sitzen in den teppichbelegten warmen Prachtsälen und lassen sich's gut sein, und was mit der Plebs geschieht, geniert sie nicht.“

„Natürlich! Und Geld haben sie nie genug. Mitleid gibt's da keines, entweder zahlen oder gehen!“

„Da draußen bei der *Porta maggiore* gibt's noch viele luftige Wohnungen, habe ich mir sagen lassen,“ höhnte ein Weib.

Ein alter Mann mit gekrümmtem Rücken, einem spitzen Hute auf dem grauen gekräuselten Haare, kam eben aus dem Hause. Unter beiden Armen trug er Bündel mit Wäsche, wahrscheinlich seine ganze Habseligkeit. „Dahin geht's auch heute Abend“, sagte er, gleichsam als Antwort auf ihre Bemerkung zur Sprecherin.

„Kommt ihr mit, Nachbarin?“

„Danke bestens. Ich warte, bis einmal die Reihe an uns kommt.“

„Du höre, was ist es denn mit der Palmira und ihrem Kleinen“, sagte ein Weib zur andern. „Jetzt ist bald das ganze Haus geräumt und die erscheint noch immer nicht.“

„Sie meint wohl, das feine Prinzesschen, auf sie hat das Sfratto keine Anwendung.“

„Sollte auch keine haben, wenn der Administrator nicht einen Stein im Leibe hätte,“ mischte sich ein Mann ins Gespräch. „Mir hat sie immer pünktlich die Aftermiete bezahlt. Was kann die Arme für mein Unglück!“

„Schaut den Beppo an! Erst reißt er die anderen *Inquillini* (Mietsleute) mit ins Elend und dann möchte er zu ihren Gunsten die Nachsicht des Herrn anrufen. Haben dir's etwa die Augen der Palmira angetan? Kannst ihr ja eine Nachtherberge verschaffen, wenn sie dir so erbarmt!“

Der Mann zuckte verächtlich die Achseln und wandte sich ab.

Während sich dies vor dem Hause zutrug, weilte ganz am Ende eines Hofes in einem Kämmerchen, das auf eine offene Terrasse ging, ein junges Weib und schien von dem nichts zu wissen, was die ganze Nachbarschaft in Aufruhr brachte. Sie saß an einem kleinen Tische und schrieb oder vielmehr kalligraphierte, so langsam ging ihr die Feder, an einem angefangenen Briefe. Neben ihr in einer kleinen Wiege lag ein Knabe von ungefähr zehn Monaten mit gelocktem Haar und hochgeröteten, fieberhaften Wangen. Das Kind schlief. Die Mutter unterbrach von Zeit zu Zeit ihre Schreibarbeit, um nach dem Kleinen zu sehen.

Ob das Fieber wohl gesunken war? Ob sie dem Carlo bessere Nachrichten geben konnte? Zwei Tage hatte sie mit dem Schreiben gezögert, um den geliebten Mann nicht unnütz in Angst und Sorge zu versetzen. Heute war der dritte Tag seit dem letzten Briefe. Carlo würde bestimmt Nachricht erwarten. Sollte sie noch eher mit dem Kinde zum Arzte gehen? Aber jeder Besuch kostet eine Lira und sie hat gerade nur so viel, um sich für die kommenden zwei Tage Polenta und Milch zu kaufen. Einige Damen sind ihr freilich noch das Geld für die letzte Wäsche schuldig - aber das Geld eintreiben ist so schwer! - die Dienerschaft lässt einen oft nicht heran - sie wird wieder Arbeit übernehmen müssen. Sie hat nur einige Tage ausgesetzt, und dies wegen der Krankheit des kleinen Lieblings. Soll sie dem Carlo um Geld schreiben? - Aber nein! Er verdient es sich ja noch viel saurer als sie. Als sie beide vor einem Jahre in die Stadt kamen, ha, wie ging's da anfangs gut! Carlo war ein gesuchter Maurer, sie verschaffte sich bald vornehme Kunden mit ihrer schönen Wäsche, das Glück lächelte ihnen. Dann kam das Verhängnis in der Gestalt der Kameraden. Der Carlo war zu den „Roten“ übergewechselt und verlor den Glauben: dann kam der Streik, Carlo musste mithalten, es folgte ein zweiter, ein dritter; er verlor die Arbeit. Um sich zu trösten, zu vergessen, besuchte er das Wirtshaus und vertrank dort, was sie gewann. So konnte es nicht länger gehen. Zum Glück öffnete das Elend dem Carlo die Augen. Er beschloss, sich von den Kameraden los zu machen und zurückzukehren in die Vaterstadt, wo er früher als Fischer sein Auskommen gefunden. Palmira sollte noch eine Weile mit dem Kleinen in der Stadt bleiben. Beim Fleischer, beim Bäcker, beim Milchhändler, überall gab es Schulden zu tilgen. Palmira nahm diese Schuldentilgung heldenmütig auf sich. Wenn sie nur den geliebten Mann aus dem Bereich seiner Verführer wusste. Lange sollte ja die Trennung nicht dauern. Noch einige Monate angestrenzter Arbeit, dann würde auch sie mit dem kleinen Angelo nach Anzio zurückkehren können. Dort wollte sie das stille, arbeitsame Leben einer Fischerfrau führen und sich kein zweites Mal durch den erhofften größeren Verdienst in die Stadt locken lassen.

In solchen Gedanken verlor sich die junge Frau. In diesem Augenblicke öffnete jemand heftig die Tür. Beppo, der Mietsherr, stand vor ihr. Dem Manne kostete das Reden offenbar Überwindung.

„Palmira, erschreckt nicht, ich hoffte immer, dass es nicht dazu käme; deshalb sagte ich nichts, aber jetzt muss es sein. Die Karabinieri stehen vor der Tür.“

„O Madonna! Die Karabinieri!“ rief entsetzt das junge Weib.

„Es ist nichts. Fürchtet nichts. Sie kommen nur wegen des Sfratto. Ihr müsst ausziehen. Ich will Euch behilflich sein.“

„Aber ich habe Euch doch pünktlich den Zins gezahlt. Alle andern ließ ich eher warten als Euch.“

„Das ist alles richtig. Doch seht, Euer Zins reichte nur gerade für den Unterhalt meiner acht Jungens. Ich bin schon seit einem Jahre den Zins schuldig. Dazu wurde uns in neuerer Zeit die Miete gesteigert. Wie sollte ich bezahlen? Ihr wisst ja selbst, wie es geht. Und nun hat der Hausherr oder vielmehr Administrator keine Geduld mehr mit mir. Noch heute müssen wir alle das Haus räumen, Ihr so gut wie ich.“ Das Weib schlug ratlos die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ihr könnt mich ja verklagen wegen dem Zins, den ich Euch noch schuldig bin“, bemerkte Beppo stumpfsinnig. „Aber hinaus müsst ihr.“

„Und das Kind da?“ Palmira wies auf den Kleinen, er ist krank, schwerkrank am Halse, die raue Dezemberluft kann sein Tod sein.“

„Das wolle Gott und die Madonna verhüten. Das nutzt übrigens alles nichts. Hört, da kommen schon die Karabinieri. Jetzt schnell, packt Eure Sachen zusammen. Sonst stellen sie euch noch das Kind samt der Wiege ohne Umstände auf die Strasse.“

Palmira schien die ganze furchtbare Wahrheit plötzlich klar geworden zu sein. Ihr Antlitz wurde leichenblass, sie drückte die Lippen fest aufeinander und kämpfte mit den Tränen. Rasch fuhr sie mit der hand über den Tisch, zerknitterte das angefangene Briefblatt, schob es in die Tasche und ging davon, ihre Halbseligkeiten zu ordnen und einzupacken. Viel war es nicht. Nur eine Truhe gehörte ihr. Alles andere war Beppos Mobiliar. Schweigend half Beppo dem Weibe. Als die Kasten und Schubladen geleert waren, nahm Palmira das Kind aus der Wiege, hüllte es sorglich in eine warme Decke, - das Beste, was sie besaß - und schickte sich an, die Kammer zu verlassen.

Eine alte Katze, die Palmira oft aus Mitleid in der Kammer hatte schlafen lassen, vertrat ihr miauend den Weg.

Beppo gab der Katze einen Fußtritt.

„Nun, wird's bald?“ schien die Karabinieri am andern Ende des Hofes.

Beppo schleppte Wiege und Truhe, Palmira folgte mit dem Kleinen. Bald waren sie auf der Straße. Die Marktweiber standen noch immer da und stießen sich jetzt mit den Ellenbogen.

„Seht, da kommt die Palmira! Hat sie doch heraus müssen.“

„Wird ihr das Stadtleben bald verleiden, denke ich.“

„Besser für uns. Was nimmt sie den andern die Arbeit weg. Als ob's in Rom nicht genug Wäscherinnen gäbe ohne die Fischertöchter aus Anzio.“

Der Gegenstand so freundlicher Bemerkungen stand da, regungslos, ein Bild der Verzweiflung. Sie starrte auf die leere Wiege und die schwere Truhe, welche sich die Gassenjungen bereits als Ziel erwählt hatten, um darüber zu springen, und drückte ihr Kind an die Brust.

Beppo hatte mittlerweile die letzten Möbelstücke aus dem Hause geholt. Die Karabinieri schlossen die Haustüre ab, nahmen die Schlüssel zu sich und entfernten sich.

An der nächsten Straßenecke erwartete sie der kleine Italiener, den wir vor kurzem bei der Exzellenz kennen gelernt hatten. Er zog es vor, sich dem „Volke“ während der Operation nicht zu zeigen und das Gesetz walten zu lassen. Jetzt nahm er die Schlüssel zu sich, drückte den Karabinieri etwas in die Hand und verschwand in dem nächsten Café....

Beppo näherte sich dem jungen Weibe. Das Bewusstsein, an ihrer Lage teilweise Schuld zu haben, drückte den Mann.

„Wenn Ihr für die Nacht nicht wisst wohin, will ich Euch gern eine Höhle zeigen außerhalb *Porta maggiore* und Eure Sachen auf meinem Karren hinbringen.“

Die Weiber um ihn herum fingen an zu kichern.

„Wird sie es annehmen? Gut, dass Carlo auf viele Meilen weit weg ist. Im Unglück findet man sich“, flüsterten sie boshaft untereinander.

Ein Wort musste Palmiras Ohren erreicht haben. Sie wurde blutrot. Ein harter Zug kam in ihre schönen Linien.

„Sorgt für euch, Beppo, und eure armen Würmer“, antwortete sie kurz angebunden.

„Für mich wird die Madonna sorgen.“

„Wie Ihr wollt. Ihr habt es verdient dafür, dass Ihr mich nicht verklagt. Ihr werdet es doch nicht noch?“ sagte Beppo halb fragend.

„Das Klagen kostet Geld, antwortete Palmira bitter. Was nützte es mir auch! Zahlen könnt Ihr doch nicht und wenn man Euch nach *Regina Coeli* bringt, wird dadurch mein Angelo nicht gesund.“

Das Argument war schlagend. Beppo hütete sich zu protestieren. Er lüftete ein wenig den Hut zum Abschied und überließ Weib und Kind ihrem Schicksal. -

IV.

Die Schatten des Abends senkten sich über die Stadt. Vom Glockenturm von S. Martino, dann von S. Prassede, von S. Pietro in Vincoli schlug es eins, eins zwei drei, bis der Klang der verschiedenen Schläge ineinander schmolz und ein feierlich ernstes, vielstimmiges Geläute die Abendluft erfüllte. Langsam, majestätisch tönte es zum Schlusse von der Basilika von St. Maria Maggiore herab. Die Menschenkinder sollten jetzt einige Minuten hindurch die Gedanken von ihren irdischen Sorgen abwenden, um sich in Liebe und Dank des denkwürdigen und namenlos großen Augenblicks zu erinnern, in welchem Christus die Verbindung

mit unserer armen und sterblichen Natur eingegangen war und Gnade um Gnade wie Fluten des Meeres sich über uns ergossen hatten. Aber wer verstand die stumme Sprache? Was dachten die nobeln Herrschaften in den prächtigen Karossen am Corso? Was dachten die hastig dahin eilenden Geschäftsleute und Touristen in den Straßen? Was dachte das arme Markt- und Bettelvolk Roms daran, dass dieses Geläute sie alle - die Reichen, die Spekulanten, den hungernden und frierenden Pöbel begrüßte als mit Herrlichkeit bedeckte Kinder und Miterben eines Gottes? - Höchstens, dass einer den Hut ein wenig lüftete und gedankenlos ein „Ave Maria“ herunterschnatterte, für die andern war das „Ave Maria“ nur ein Zeichen der Uhr und für manche arme Hausfrau ein Mahnruf, die vom Mittag übrig gebliebenen Maccaroni zu wärmen. Das unfreundliche Wetter trieb Weiber und Kinder in die Häuser. Einige Männer verschwanden in die umliegenden Weinstuben und Cafés. Palmira stand da träumend, unbeweglich, ihr Kind an ihr Herz pressend. Sie rief das „Ave Maria“ nicht mehr ins Kämmerlein zurück. Von heute Nachmittag an zählte sie zu den in Rom schon sprichwörtlich gewordenen „Obdachlosen - senza tetti.“

Ein Weib war auf der Strasse zurückgeblieben und betrachtete mitleidigen Blicks die junge Mutter. Helfen konnte sie auch nicht, aber auf ein gutes Wort sollte es ihr nicht ankommen.

„Wenn wir nicht so eng beisammen wären, Nachbarin, ich würde Euch sagen, bringt die Nacht bei mir zu. Aber Ihr wisst es ja selbst, in meinem Bette schlafen drei Kinder, Cesare nimmt auch zwei zu sich und den Winkel unterm Herd haben wir einem Findling überlassen. Kein freies Plätzchen habe ich euch und eurem Bambino anzubieten.“

Palmira fuhr auf beim Ton der menschlich mitleidigen Stimme. Wie wohl tat sie ihr, wohler als sie es sich merken ließ.

„Dank Euch, Giulia, sorgt euch nicht um mich“, sagte sie und wandte sich ab. – „Die Wiege und Truhe da, die könnte ich euch aber wohl bergen, bis ihr ein Quartier gefunden habt. Wollt ihr?“

„Gern“, antwortete das junge Weib; was lag ihr in diesem Augenblick an Wiege und Truhe. „Die Madonna lohne es Euch. Morgen hoffe ich sie dann zu holen oder holen zu lassen.“

Morgen! Wusste sie denn, was der Morgen für sie brachte?

Die mitleidige Nachbarin schleppte die beiden Möbelstücke ins Haus.

Palmira war allein.

Die Gasanzünder liefen mit ihren langen Stöcken durch die Straßen und steckten das Gas an. Und gleichzeitig ging es wie ein Rauschen von Engelsflügeln durch die Lüfte - es waren die Engelein, welche oben am Himmelsgewölbe die Sternlein ansteckten. -

Durch Palmiras Kopf schoss plötzlich ein Gedanke, reifte ein Plan. Da drüben die Marquise in dem schönen Palaste in der *via nazionale*, die schuldete ihr noch die

zuletzt gelieferte Wäsche. Die Kammerfrau hatte sie, Palmira, immer der besonderen Zufriedenheit ihrer Herrin versichert. Wenn sie nun zur Marquise eilte, sie um Bezahlung der kleinen Schuld bäte, ihre Lage schilderte, das kranke Kind zeigte. - O die Marquise würde ihr nicht nur ihr ehrlich verdientes Geld ausfolgen, mit dem sie sich ein Nachtquartier und eine warme *minestra* verschaffen könnte, sondern - vielleicht - der Palast war so groß - sie bewohnte ihn allein mit ihrer zahlreichen Dienerschaft und noch zahlreicheren Hunden - an einem Plätzchen für Unterbringung einer armen bedrängten Mutter, wenigstens für eine Nacht, fehlte es ihr nicht. - Palmira gebot plötzlich ihrem Gedankengang halt. Wohin verstieg sie sich nur? Wenn sie nur die Einbringung ihrer kleinen Schuld erreichte, so war ja schon ihrer verzweifelten Lage abgeholfen.

Im Laufschrift eilte das junge Weib, den wimmernden Knaben fest in ihr Schultertuch hüllend, durch die jetzt menschenfüllen Straßen. Sie kam an einem großen, taghell erleuchteten Hotel vorbei, vor welchem eine lange Reihe prachtvoller Equipagen mit dampfenden Pferden und gallonierten Kutschern hielt. Aus den Souterrains drang ein warmer Dampf und ein köstlicher Speisegeruch auf die Straße. Einige Bettler hielten sich in der Nähe auf und wärmten sich. Auch Palmira hätte es gern getan. Aber sie schämte sich. Fielen ohnehin die Blicke der städtischen Wachmänner an den Straßenecken misstrauisch auf sie, die Fliehende, mit dem Bündel in den Armen. Sie fürchtete, noch angehalten zu werden.

Vor dem Palast der Marquise hielt sie still. Ein alter Portier, *en grande tenue*, den Dreispitz auf dem Kopfe und den silberbeschlagenen Stab in der Linken, herrschte sie zuerst an. Als er aber in ihr die Wäscherin erkannte, lächelte er gutmütig.

„Ihr sucht wohl die Kammerfrau,“ meinte er. „Da kommt Ihr vergebens. Heute ist alles ausgeflogen. Die Exzellenza ist zu einem *te di beneficenza* zugunsten des roten Kreuzes ins Grand-Hotel gefahren, die Donna Elvira ist nach St. Prassede; sie halten dort ein Triduum, ließ ich mir sagen. Kommt morgen wieder.“

Palmira war schon bei den ersten Worten leichenblass geworden. Ein Schlottern ging ihr durch die Knie.

„Wenn ich in einer Stunde wiederkehrte - oder gleich hier wartete -“ brachte sie schüchtern hervor. Hinter ihrem Schultertuch wurde es lebendig. Der fieberhafte Säugling war erwacht und brach in ein schmerzliches Weinen und Jammern aus.

„Ist ganz unnütz“, brummte der Mann, den das Schreien des Kindes unangenehm zu berühren schien. „So viel ich vom Lakaien weiß, fährt die Exzellenza vom Grand Hotel direkt ins Theater. Und die Kammerfrau, nun die wird Euch und dem Schreier da bei ihrer Rückkehr auch kaum zu Diensten sein. Liebt den Plebs nicht. Da kämet Ihr bei der Exzellenza noch leichter an.“

Sprach's, kehrte in die Portierloge zurück und schlug die Türe hinter sich zu.

Was nun tun? Palmira drückte das kranke Kind leidenschaftlich an sich und suchte es zu beschwichtigen.

„Still, mein Engel, still. - Dich hungert. Das ist ein gutes Zeichen.“

Noch ein wenig Geduld, bis die Madonna mich eine Unterkunft finden lässt.“ Das arme Weib redete sich selbst noch Hoffnung ein. Und fort stürmte sie durch die Straßen ohne Plan noch Ziel, ein Gefühl der Hilflosigkeit, ja der Verzweiflung bemächtigte sich ihrer immer mehr. So eilte sie die *Via nazionale* hinab, aber das helle Licht, die vielen Menschen taten ihr weh. Sie schwenkte ab nach links in eine weniger hell beleuchtete Straße, immer weiter, immer weiter. - Bald darauf stiegen die Umrisse des Kolosseums gespensterhaft im Lichte des Vollmondes vor ihr auf. Während ein Teil des Riesenbaues im Schatten der Nacht lag, war der andere vom sanften Mondlicht übergossen, jeder Bogen, jede Säule, jedes Kapitälchen hob sich scharf ab vom dunklen Hintergrunde. Und über das Ganze wölbte sich der nun sternbesäte Himmel, an welchem die volle Mondscheibe langsam und ehrfurchtgebietend emporstieg, wie eine große Hostie, die der Priester den Gläubigen zur Anbetung entgegenhält. Der Anblick war magisch und nicht mit Worten wiederzugeben. Aber die arme Obdachlose hatte für diese Magik keinen Sinn. Und doch, beim Anblick des Kolosseums leuchtete es in ihrem Antlitz auf wie ein Freudenschimmer.

Im Mauerwerk, welches das Kolosseum umgibt, waren allerlei kleine Höhlen und Nischen vorhanden. Öfters hatte dort in den ersten glücklichen Zeiten ihrer Ehe an warmen Sonntag-Nachmittagen mit Carlo Hand in Hand gesessen. Beide hatten den grünen Eidechsen zugeschaut, die wie Pfeile über das moosige Mauerwerk schossen. Oder sie hatten sich an dem Spiel der Straßenjugend ergötzt, die kleine Feuer in den Höhlen anlegte und daran ihre Kastanien briet.

Wenn die Menschen ihr kein Obdach boten, warum sollte sie nicht in einer solchen Höhle mit ihrem Angelo die Nacht verbringen?

An Gefahr dachte sie nicht einmal. Wirklich lief das arme Weib mehr als es ging mit seiner teuren Bürde in den Armen die Straße hinab, den bewussten Höhlen zu, um eine Wahl zu treffen. Der Gedanke, sich bald irgendwo niederzulassen und den vermeintlichen Hunger des armen, noch immer wimmernden Liebling zu stillen ließ die arme Mutter nichts merken von der völligen Einsamkeit und Unheimlichkeit des Ortes. Eben nahte sie sich einer der Höhlen, da plötzlich blieb sie wie starr stehen - vor ihr auf etwa zehn Schritte lagen vor dem Eingang einer Höhle drei Männer. Ihre Kleider waren zerlumpt, der Ausdruck ihrer Gesichter wüst. Sie spielten *moro*, das beliebte Spiel des italienischen Pöbels, und waren in ihr Spiel so vertieft, dass sie glücklicher Weise Palmira erst dann bemerkten, als diese, von einer unbestimmten, namenlosen Angst ergriffen, bereits zurückgewichen war und in der Richtung, in der sie gekommen, die ansteigende Straße hinauflief. Einer der Kerle sprang auf. „Signora, Signora, was flieht Ihr uns?“ rief er einschmeichelnd. „Wir sind ehrliche Leute und teilen gern unsere Höhle mit Euch; kommt doch zurück.“ Und als er sah, dass die Zurufe nichts nützten, war er mit einigen Sätzen hinter dem Weibe her. Aber die Angst gab Palmira Flügel. Bereits hatte sie die Höhe der Straße erklommen und rannte nun so

schnell die Füße sie nur trugen, der *Via Cavour* zu. Eine kleine Weile setzte ihr der Verfolger noch nach, aber dann musste er wegen der belebten Straße die Jagd aufgeben. Palmira bemerkte es nicht und lief, lief einer Wahnsinnigen gleich weiter, bis sie sich rau am Arm geschüttelt fühlte. Ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Sie glaubte sich in der Gewalt des Verfolgers. Indessen war es ein Karabinieri, der die Flüchtige anhielt.

„Haltet ein, was soll das,“ herrschte er das an allen Gliedern zitternde Weib an. „Was soll die wilde Jagd zur Nachtzeit?“ Palmira stammelte unverständliche Worte. „Keine Entschuldigung. Ihr folgt mir auf das nächste Polizeikommissariat. Dort wird sich's wohl zeigen, ob Euer Gewissen rein ist von Schuld oder nicht.“

In Palmiras leichenblaues Gesicht stieg das Blut. Gerechter Zorn funkelte in den dunklen Augen. Sie wollte erwidern, dann hielt sie an sich und folgte schweigend dem Polizeimann.

Vielleicht hatte die Vorsehung es so gefügt, dass sie endlich ein Obdach für die Nacht finden sollte. Warum hatte sie nicht früher daran gedacht, sich an die Polizei, um Unterkunft zu wenden? Wozu zahlte das Volk die blutigen Steuern, wenn die Stadt nicht Sorge trägt für die obdachlosen Frauen und Kinder?!

Das Polizeikommissariat befand sich in nächster Nähe. Ein altes baufälliges Haus, eine hölzerne wackelige Stiege hinauf, dann die erste Tür rechts in ein spärlich durch eine Gasflamme erleuchtetes Zimmer. Hier saß an einem Tisch ein Beamter in Uniform, zwei Karabinieri lagen auf der Holzbank in der Zimmerecke und schliefen den Schlaf der Gerechten.

Beim Eintritt des Wachmannes und seiner Begleiterin kam etwas Bewegung in die Szene. Der Beamte am Tisch musterte nicht gerade freundlich das arme Weib, das der Wachmann ihm zum Tische hinschob.

„Was ist es mit der?“ wandte er sich gähnend an den Wachmann.

„Wüsste es noch nicht zu sagen,“ erwiderte derselbe, „ich habe sie auf der Straße arretiert, weil sie wie eine Wahnsinnige daherlief und sich nicht ausweisen wollte über den Grund dieser wilden Jagd.“

„Was sagt Ihr?“ wandte sich der Beamte an das Weib.

„Herr, ich bin ein ehrliches Weib und verdiene nicht diese Behandlung. Heute Nachmittag haben sie mich aus meiner Kammer in der *Via* ... gejagt, trotzdem ich meinem Zimmerherrn pünktlich den Zins gezahlt, seither irre ich mit meinem kranken Kinde in der Stadt umher und suche vergebens ein Obdach für die Nacht.“

„Hm, das kann jede Straßendirne sagen,“ mischte sich der Wachmann ins Gespräch. „Dazu braucht Ihr aber nicht zu laufen, als sei eine ganze Abteilung Karabinieri hinter Euch her.“

„Nicht Karabinieri, sondern Gassenstrolche waren hinter mir her, denen ich beim Kolosseum begegnete,“ warf Palmira lebhaft ein. „Und Ihr tötet besser, die Stadt von solchen Strolchen zu säubern, statt wehrlose Frauen anzuhalten.“

„Schweigt, Frau,“ sagte jetzt der Beamte. „ich will Euch auf Euren ehrliche Gesicht hin glauben, dass Ihr die Wahrheit sagt und Euch laufen lassen. Aber die Autorität habt Ihr nicht zu kritisieren.“

„Mich laufen lassen! Aber hörtet Ihr denn nicht, Signor, dass ich ohne Obdach bin. Und schaut Euch einmal den kleinen Engel an“ - bei diesen Worten schlug sie ihr Umschlagetuch auseinander und deckte mit einem Gefühle mütterlichen Stolzes das hochgerötete Gesichtlein ihres Angelo auf - „habt Ihr je etwas Lieberes gesehen und wolltet Ihr mich mit solch einem Kinde wieder auf die Strasse setzen?“

Der Beamte warf einen mitleidigen Blick auf das Kind und ein Lächeln über die Naivität der jungen Mutter überflog sein Gesicht.

„Es muss doch sein. Das Polizeikommissariat ist kein Asyl für Obdachlose, mein gutes Weib.“

„Und auch nicht für hungernde Straßendirnen,“ warf der Wachmann ein, den es ärgerte, dass sein Vorgesetzter so leichten Kaufs der von ihm Arretierten Glauben geschenkt hatte. „Macht jetzt, dass Ihr fortkommt.“ Und mit roher Gebärde gab er dem Weibe einen leichten Stoss, der nicht sie, aber den armen kleinen Säugling an ihrer Brust traf. Ein schmerzlicher Aufschrei war die Antwort auf diese Brutalität. Das war zu viel für die durch so viel Missgeschick schon der Verzweiflung nahe Mutter. „Unmensch“ stieß sie kreischend aus und ihre freie Hand flog nur so halb unbewusst dahin, dem Wachmann eine schallende Ohrfeige versetzend.

Der Betroffene prallte zurück und biss sich grimmig in die Lippen, die zwei Karabinieri auf der Holzbank waren aufgesprungen und sahen, was es gab. Der Beamte blieb verhältnismäßig ruhig. Die Gefühle in seinem Innern waren offenbar geteilt zwischen Missbilligung über die Beleidigung der Autorität und Verständnis mit der Lage des armen Weibes.

Er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er wie erleichtert zu Palmira, die instinktiv der Tür zueilte: „Frau, bleibt, ich kann und muss Euch jetzt ein Obdach verschaffen. Ihr zwei - zu den Karabinieri - holt einen Fiaker und bringt mir das Weib nach *Regina Coeli*.“

Nach *Regina Coeli*! Palmira fiel auf die Knie und umfasste die Knie des Beamten. „Herr, habt Erbarmen. Ich wusste nicht, was ich tat. Nach *Regina Coeli*! Es ist sein Tod! Angelos Tod!“

„Wessen Tod? Des Wurmes da? Nein, der darf nicht mit Euch. Ich lasse ihn ins Spital nach S. Antonio bringen. Dort kommt er in gute Pflege. Tröstet Euch.“

„Ich mich von ihm trennen,“ jammerte das Weib, „von meinem Angelo, meinem süßen Liebling, nimmermehr!“

Sie drückte ihr Kind so fest an sich, wie eine Löwin, die ihr Junges vor den Jägern hütet.

„Ihr müsst euch trennen,“ sagte der Beamte plötzlich hart, da es ihm klar wurde, dass mit Güte hier nichts zu erreichen war. „Steht auf und gebt vorerst Euer Nationale ab.“

Er schlug ein schmieriges Register auf und tauchte die Feder ein.

„Euer Name?“

„Palmira Formili. Tochter des Antonio,“ hauchte das Weib

„Und der eures Mannes - wenn ihr einen habt?“

In den Augen des jungen Weibes blitzte es und die Finger ihrer Rechten krampften sich zusammen: „Carlo Boggiani.“

„Euer letzter Wohnort?“

„Via... N. 42“

„Gut, jetzt gebt das Kind willig her, wenn Ihr nicht wollt, dass man Gewalt brauche. Und nun fort nach -*Regina Coeli!*“

Palmira, statt aller Antwort, stieß einen unartikulierten Schrei aus und fiel wie leblos in die Arme der Karabinieri, die ihr nun ohne Schwierigkeiten das Kind abnahmen und ihre Hände fesselten, um sie nach der einzigen Wohnung, welche die Stadt ihr bieten konnte, zu bringen - nach *Regina Coeli!* --

V.

Die große Uhr an der Fassade der Kathedrale in Anzio ging auf 7 Uhr morgens zu. In dem Städtchen und besonders in den Fischerhütten längs des Hafens ward es allmählich rege. Halbangekleidete Weiber und Kinder mit ungekämmten Haaren und ungewaschenen Gesichtern zeigten sich vereinzelt am Strande und auf den Straßen. Die Fischer machten sich an ihren Netzen zu schaffen.

Im Osten über der schmalen Landzunge, die sich von Nettuno gegen das Meer hinzieht, lag eine dünne Wolkenschicht. Der Himmel war rein, die Sterne waren erloschen, aber das Tageslicht noch nicht aufgegangen. Da plötzlich hinter dem Fort von Astura rötete sich der Horizont, die Röte verwandelte sich rasch in ein glühendes Rot und aus ihm, wie aus einem Feuermeer, entstieg nun die blutrote Scheibe der Sonne, in einem Nu den ganzen Himmel in weitem Umkreise in Feuer tauchend.

Während Nettuno und die Albaner Berge im Hintergrunde noch in leichten Nebel gehüllt blieben, strahlte nun Anzio, von der Morgensonne geschützt, in den hellsten Farben. Die putzigen weißen und rosa getünchten Häuser und Villen am Hafen hoben sich scharf ab von dem auf dieser Seite der Küste zu dieser Tageszeit im tiefsten Kobaltblau gefärbten Meeresspiegel. Auch die gelben Sandfelsen längs der Küste zwischen Anzio und Nettuno schienen sich gleichsam satt zu trinken an den nun auf sie einsengenden Strahlen der über dem Meeresspiegel am fernen Horizont immer höher und höher steigenden Sonne. Da wo die Sonne aufs Meer schien, bildete sich ein langer, schimmernder, gegen die Küste zu sich immer mehr zuspitzender Streifen, in welchen hineinzublicken das Auge kaum vermochte vor lauter Licht und Strahlen.

Alles atmete Licht, Glanz und Leben und infolge dessen auch Lebenslust. Im Hafen von Anzio blähten die Segelschiffe ihre Segel wie Tauben, die mit den weißen Flügeln im Sonnenschein schlagen. Einige der Schiffe steuerten langsam, majestätisch in die See, während andere, die über Nacht auf dem Meere geblieben waren, nun am Horizont wie weiße Tüpfchen blinkten und schimmerten.

Carlo hatte sich noch am späten Abend mit dem Gärtner aus einer Herrschaftsvillen verabredet, der des Morgens eine Ladung Gemüse nach Rom fuhr, um gegen geringes Fahrgeld aufsitzen und in die Stadt fahren zu dürfen. Schon vor Sonnenaufgang war er aufgestanden, hatte sich von der Mutter ein Stück Brot und einige trockene Fische mit auf den Weg geben lassen und die schmutzige Kammer, das gemeinsame Schlafzimmer der Familie verlassen.

„Wann kommst du heim? Bringst du vielleicht Palmira und den Kleinen mit zurück?“ rief ihm die alte Mutter aus ihrem Bette nach.

Die Alte war das einsilbige Wesen des jungen Fischers gewohnt. Allein eine solche Einsilbigkeit wie seit zwei Tagen war ihr fremd und eine gewisse Unruhe bemächtigte sich ihrer.

Carlo wandte sich an der Schwelle um.

„Weiß es Gott,“ antwortete er, „jedenfalls, wenn's möglich ist, mach ich der Geschichte ein Ende. Betet zur Madonna, dass alles recht werde. Adio.“

Es war ein herrlicher Herbsttag. Die sanft gewellten Felder und Weideplätze zur Rechten und Linken der Straße, die von Anzio nach Rom führt, wiesen noch da und dort frisches Grün und mitunter auch weiße und gelbe Blümchen auf. Grosse Herden von Schafen weideten auf den Plätzen. Hin und wieder waren die Flächen durch Wälder von Olivenbäumen oder dunklen Pinien unterbrochen. Dazwischen lagen vereinzelt und in großen Abständen kleine Villen und baufällige Höfe. Zur Rechten grüßten die Albaner Berge und die an deren Abhängen malerisch dahingeworfenen Städtchen und palastartigen Besitzungen.

Die beiden Fuhrleute hatten für die landschaftliche Pracht keine Aufmerksamkeit. Der eine, der Gärtner, rauchte seine Pfeife und unterhielt sich, mit der Peitsche zu knallen; wenn das vorgespannte Maultier im Schritt nachließ, ließ er dieselbe auf dessen skelettartigen Rücken niederfallen. Kam man an einem Hirten vorbei, wurde auch wohl ein Wort mit demselben gewechselt. Carlo hingegen saß unbeweglich unter den Gemüsekörben und starrte vor sich hin wie einer, der den Gedanken nach ganz wo anders weilt, als dort, wo sein Körper eben zu weilen gezwungen ist.

Zu Mittag wurde in einer kleinen Osteria am Wege Halt gemacht. Carlo hätte gern, sobald beide die *minestra* mit den langfädigen Maccaroni gierig verschlungen und mit einem großen Glase Chianti begossen hatten, die Fahrt fortgesetzt. Allein sein Kamerad verstand es anders. Er behauptete, das Maultier müsse ausruhen; die Wahrheit war aber, dass er selbst erst ein Mittagsschläfchen unter den Olivenbäumchen halten wollte.

Endlich nach drei Stunden, die dem jungen Fischer eine Ewigkeit schienen, ging's weiter. Je mehr man sich Rom näherte, desto häufiger traf man Karren, hochbeladen mit Milchgefäßen oder Gemüse - und Obstkörben, auf der Straße. Das erschwerte natürlich das Vorwärtskommen und verzögerte die Fahrt. Auch die Osterien am Wege vermehrten sich. Die fröhlichen Gesellschaften, die oft in den aus leichten Holzlatten gezimmerten Lauben bei einer Flasche Chianti saßen, waren für den Fuhrmann ebenso viele Einladungen zu einer weiteren Rast.

Carlo riss die Geduld. Als der Karren vor der nächsten Osteria wieder anhielt, empfahl er sich und setzte seinen Weg zu Fuß fort. Eine unerklärliche Bangigkeit hatte den sonst so gleichmütigen Mann ergriffen. Er fühlte, dass sich ein Unglück vorbereitete, - aber welches? Nur wenn er Palmira und seinen kleinen Angelo in dem Kämmerchen in der *Via* ... wieder gefunden und die beiden geliebten Wesen in seine starken Arme würde gedrückt haben, meinte er diese Bangigkeit, deren er sich selbst schämte, los werden zu können.

Nun hatte er die Porta von S. Maria Maggiore erreicht und im Eilschritt ging's vorbei an S. Croce und an der Kirche des Laterans, dem bekannten Stadtviertel zu. Die Nacht war angebrochen, die spärlich erleuchteten Nebenstraßen des Monte Esquilino waren fast menschenleer. Die kühle Nachtbrise verleidete auch den Straßenjungen den Aufenthalt im Freien. Um diese Stunde musste Palmira, so dachte der Fischer, auch wenn sie über Tag in Arbeit gewesen war, schon daheim sein. Welch fröhliches Wiedersehen würden sie feiern können!

Jetzt noch um die Ecke und da stand Carlo vor dem kleinen baufälligen Hause, das sein Liebstes barg. Er will durch die sonst bis in die späte Nacht offene Haustür eilen - aber sie ist verschlossen. Auch die Fensterläden sind überall geschlossen. Keine Wäsche ist an den Fenstern zum Trocknen aufgehängt. Keine menschliche Stimme tönt aus dem Hause, das früher von dem Geräusch der vielen kleinen Bewohner widerhallte. Das Haus ist ja völlig unbewohnt, ausgeräumt. Was soll das bedeuten? Dem Hause gegenüber befindet sich eine kleine Trattoria, in der Carlo gut bekannt ist. Die Wirtin wird ihm Auskunft geben. Carlo stürzt in die Trattoria und ohne nur zu grüßen, packt er die dicke Wirtsfrau, die eben zwei Soldaten eine Flasche Chianti einschenkt, unsanft am Arm. „Pia, um Gotteswillen, was soll dies, was ist dort drüben geschehen?“

„Ihr hier, Carlo? Ihr Ärmster! Ja, das ist eine schlimme Sache. Die Mietsparteien sind alle durch die Polizei ausgelogiert worden - waren ja ohnehin alles arme Schlucker, die nicht pünktlich zahlten. Das Haus wird umgebaut zu Wohnungen für Signori. Das ist einträglicher, versteht Ihr! ha! ha! ha!“

„Aber mein Weib, mein Kind, was ist mit denen? Wo sind sie?“

„Mein Lieber, da müsst Ihr andere als mich fragen. Ich bin eine arme Wirtsfrau, muss mich um meine Kunden kümmern und kann nicht beobachten, was gegenüber vorgeht.“

„Ihr werdet doch wissen, wann die Leute ausgelogiert wurden,“ drängte Carlo.

„Es mag erst eine Stunde her sein oder zwei, weiß ich's? Wäret Ihr nur etwas früher gekommen, hättet Ihr Palmira noch auf der Straße getroffen. Sie war eine der letzten, die abzogen, ließ ich mir sagen.“

Carlo sank auf einen Stuhl, der unter der Last krachte. Die Arme fielen ihm schlaff herab. Das Gehörte schien ihn für einen Augenblick der Energie zu berauben. Die Wirtin hatte Mitleid mit dem Manne: „Nehmt's doch nicht so zu Herzen“, sagte sie, indem sie dem Fischer ein Glas Wein zuschob. „Wohin Euer Weib zog, werdet ihr leicht auskundschaften und eine Unterkunft, wenn ihr nicht wählerisch seid und ein paar Lire auszugeben habt, ist auch bald gefunden.“

Carlo lächelte bitter. Das war leichter gesagt als getan. Wo sollte er Palmira suchen. Vielleicht würden die Nachbarinnen ihm Auskunft geben.

Ohne längere Zeit zu verlieren fragte er in allen Nachbarhäusern umher. Niemand wusste ihm etwas zu sagen. Nur in der Kammer einer Gemüsehändlerin fand er die einzige Spur Palmiras: die alte Truhe mit der Wiege Angelos wieder. Das war doch etwas. Tränen der Rührung traten dem Manne auf die gebräunten Wangen, als er die leere Wiege erblickte. Er wischte sie rasch mit dem Ärmel weg, damit die Weiber seine Schwäche nicht sehen sollten.

Morgen, hatte Palmira zu Giulia gesagt, würde sie ihre kleinen Halbseligkeiten abholen.

Morgen? - Aber zwischen diesem heute und morgen lag eine Nacht, lagen mindestens zehn Stunden der Finsternis, der Unwirtlichkeit, und wo würde Palmira sie zubringen? Wie und wo sollte er sie zubringen mit dieser namenlosen Angst im Herzen?

Planlos irrte Carlo in den Straßen umher. Er fragte einen Wachmann, ob er nicht ein junges Weib mit einem Knaben im Arm gesehen. Der Wachmann sah den Fragenden an, als zweifelte er an seinem Verstande. Junge Weiber hatte er manche gesehen und auch solche, die ein Kind an der Brust trugen. Ob das seine Frau war, woran sollte es der Wachmann erkennen? Er riet dem Manne, aufs nächste Polizei-Kommissariat zu gehen und wies ihm den Weg.

Dort die gleiche Frage, dieselbe verneinende Antwort.

„Wie heißt das Weib?“

„Palmira Buggiani.“

„Und Ihr?“

„Carlo Buggiani.“

„Euer Wohnort?“

„Wir haben keinen hier, dass ist es ja eben,“ stieß Carlo heraus, während ihm die Zornesröte ins Gesicht stieg.

„Ah, siete sfrattati! Ihr seid 'Gekündigte.' Jetzt verstehe ich. Tut mir leid, aber wenn wir unter all diesen Euer Weib herausfinden wollten, hätten wir viel zu tun. Da drüben bei Porta S. Pancrazio und bei Porta M. Maggiore wohnen Hunderte

Eurer Schicksalsgenossen in Baracken. Fragt dort nach, vielleicht findet ihr die, die ihr sucht.“

Seine Palmira und sein süßes Kind mit anderen, vielleicht wüsten Straßengesindel in Baracken untergebracht! Ein kalter Frost schüttelte seine Glieder.

Dennoch wandte er seine Schritte nach den angegebenen Stadtteilen. Beim Vorbeigehen kam er an einer hell erleuchteten Apotheke vorbei. Ein Gedanke schoss dem Unglücklichen durch den Kopf. Mancher seiner Kameraden bei den Sozialisten, die an keinen Gott und an keine Ewigkeit glaubten, hatte seinen Lebensfaden rasch abgeschnitten. Wenn auch ihm einmal das Leben zu unerträglich würde!? Jedenfalls schadet es nichts, sich vorzusehen.

Er trat in die Apotheke und verlangte mit fester Stimme einige Pillen Sublimat.

„Zu was braucht ihr sie?“ fragte misstrauisch der Gehilfe.

„Zur Vertilgung der Seeratten. Ich bin ein Fischer aus Anzio. Ihr seht's mir wohl am Gesichte und an den Händen an. Die gefräßigen Tiere dringen in die Keller und bis in die Wohnungen und ich würde ihnen ein rasches Ende vergönnen.“

„Ich sollte euch aber ohne ärztliches Rezept solche Pillen nicht verabfolgen!“

„Pah, für eine Lira könnt ihr mir den Dienst schon erweisen.“

„Das Gift wirkt aber stark.“

„Wenn's nur schnell wirkt.“

„Dafür garantiere ich. Zwei Pillen genügen, einen starken Mann in wenigen Stunden mausetot zu machen, nun erst eine Ratte!“

„So. Dann gebt mir zwei Pillen. Es wird genügen. Danke. Madonna lohne es euch.“

Carlo schob das Säckchen in die Tasche. Wie ein Trunkener setzte er seinen Weg durch die immer spärlichen beleuchteten Gassen fort. Er suchte er Baracken auf, fragte auch da von einer Familie zur anderen nach seinem Weibe, seinem Kinde. Niemand wusste ihm etwas darüber zu sagen. Wo sollte er noch suchen?

Auf einem Kirchenturm schlug es zehn Uhr.

So gingen die Stunden dahin. In zwei Stunden wird es Mitternacht sein, und dann ist's nicht mehr morgen, sondern heute, wo Palmira Truhe und Wiege bei der Nachbarin holen wird.

Das Beste ist, er kehrt dorthin zurück, wo auch sie sich früher oder später einfinden muss. Die Wirtin hat wohl eine Bank frei, auf der sie dem Müden erlauben wird, den Rest der Nacht zuzubringen.

Carlo lenkte also seine Schritte wieder zurück und eine Stunde später betrat er wieder die Trattoria gegenüber Palmiras früherer Wohnung. Das Spiel einer Gitarre klang ihm entgegen. Einige Männer saßen an den kleinen Tischen und lärmten und zankten. Die meisten waren offenbar von zahlreichen Libationen des sauren Chiantis bereits erhitzten Gemütes.

Carlo wollte sich unbemerkt in einen Winkel setzen. Aber das Unglück wollte, dass sich unter den Zechenden zwei seiner wüstesten Gefährten aus der Zeit seiner

Zugehörigkeit zum Sozialisten-Verbande befanden. Sie hatten den einstigen Kollegen rasch erkannt.

„Hallo, Kamerad, das ist brav, dass man dich wieder einem sieht!“

„Ist dir wohl draußen in Anzio zu langweilig geworden?“ bemerkte ein anderer.

„Oder willst du gar sehen, was deine Betschwesterische Frau, die schöne Palmira treibt,“ hänselte der Erste. „Na, bei der Madonna, wenn ich du wäre - bei allem Respekt vor der freien Liebe, die wir bekennen - ich ließe ein hübsches Weib mit Augen wie deine Palmira nicht so allein und unbewacht in der Stadt. O, diese Betschwester! das sind mir die Richtigen. Gerade mit denen -

Carlo war schon bei den ersten Worten, die sich auf seine Frau bezogen, aufgesprungen, wie ein Löwe, dem man den mörderischen Dolch in die Flanken stößt. Sein Auge blitzte, seine Hände ballten sich zu Fäusten. „Achilles, kein Wort mehr!“ unterbrach er gebieterisch den Arbeiter. „Na, na, es ist ja nicht böse gemeint,“ erwiderte mit einem widerlichen Lächeln der Mann, den die Bekanntschaft mit Carlos wuchtigen Fäusten nicht anmutete. „Du tust mir leid, und deine Palmira tut mir auch leid, die, wie mir eben die Wirtin erzählte, heute samt dem Kinde von der Polizei auf die Straße gesetzt wurde. Wirst dem süßen Weibchen wohl ein trauliches Nestchen gebaut haben, deshalb sieht man dich wieder“.

In diesem Augenblick stürzt ein Mann in die Schenke. Es war einer aus der Nachbarschaft.

„Wirtin, denkt euch, wem ich soeben begegnet bin,“ sagte er fast atemlos zur Frau, die sich beim Schenktisch zu schaffen machte. „Ich traute meinen Augen nicht. Die Palmira von da drüben haben die Karabinieri eingefangen und nach *Regina Coeli* gebracht.“

„Nicht möglich.“

„O die Betschwester, die Betschwester!“ kicherten die zwei angetrunkenen Arbeiter.

Carlo stand hochaufgerichtet da, er war leichenblass.

„Es kann nicht sein, es kann nicht sein,“ rief er ein um das andere Mal.

„Wird mich freuen, wenn ich mich irrte,“ entgegnete der Nachbar.

„Wer sagte es euch,“ warf die Wirtin ein.

„Der Francesco. Er war selbst zufällig dabei, wie die Karabinieri das Weib in den Wagen setzten, das Dach vorschlugen und dem Kutscher den Befehl gaben, nach *Regina Coeli* zu fahren.“

„Und das Kind?“ forschte Carlo.

„Weiß nicht, ob einer dabei war. Davon berichtete Francesco nichts.“

„Dann ist sie es nicht,“ sagte der Fischer, erleichtert aufatmend.

„Und sie ist es doch,“ bekräftigte ungeschickter Weise der Nachbar. „Der Francesco schwört darauf bei der Madonna.“

„Mann, du lügst,“ kreischte Carlo und packte den Nachbar bei der Kehle. Dieser wehrte sich verzweifelt und stieß den Angreifer zurück. Aber das war kein leichtes Spiel. Die Kräfte des jungen Fischers waren herkulisch, und der verdunkelte Verstand ließ ihnen jetzt freien Lauf. Die Arbeiter mischten sich unter dem Vorwand, die Kämpfenden zu trennen, in den Streit. Bald flogen die Gläser und die in den Seitentaschen verborgenen Messer blitzten.

Der auf die Hilferufe der Wirtsfrau herbeigeeilte Wirt drängte die Gruppe auf die Straße. Während eines Augenblickes bildeten die vier Männer einen unentwirrbaren Knäuel. Dann änderte sich die Situation. Dem alles andere als streitbaren Nachbarn war es gelungen, sich den Armen Carlos zu entwinden und schleunigst das Weite zu suchen, die zwei angetrunkenen Arbeiter aber drangen auf Carlo los, froh an dem ihnen verhassten ehemaligen Kameraden ihr Mütchen zu kühlen. Statt der Angreifende wurde Carlo der Angegriffene. Schon fühlte er, wie er strauchelte und der Übermacht wich noch ein Augenblick - und die zwei Betrunkenen würden ihn rücklings auf das Straßenpflaster stürzen. Da blitzte ein Dolch. - Carlo stieß ihn wütend dem Gegner in die Seite. Dieser stürzte zu Boden, seinen Kameraden im Falle mit sich reißend.

Das Blut spritzt hoch auf, Carlo ins Gesicht und besudelte seine Hände und Kleider. Dies gab dem Unglücklichen plötzlich die Besinnung wieder. Er schleuderte die Waffe von sich und rannte, so rasch ihn die Füße trugen, die Strasse hinab.

Auf die Hilferufe des einen Arbeiters stürzten die Leute aus den Häusern und umringen den Verwundeten. An den Täter dachte man erst, als er längst das Weite gesucht hatte.

Und der Unglückliche lief, lief weiter in der sternenhellen Nacht. Als er endlich in seinem Lauf aussetzte, perlte ihm der Schweiß von der Stirne, sein Puls hämmerte. Er wischte sich den Schweiß von dem Gesicht, da sah er beim fahlen Licht des Mondes, dass sich sein Taschentuch rot färbte. Es war mit dem Blute des Erschlagenen getränkt. Entsetzen, Abscheu vor sich selbst ergriff ihn. Er blickte um sich. Der Ort war ganz einsam. Er befand sich mitten in der Campagna, weit hinter der Porta S. Maria Maggiora, an derselben Strasse nach Anzio, die er diesen Abend ahnungsvollen Geistes daher gekommen war.

O, wie furchtbar hatte sich seine unbestimmte Ahnung eines Unglückes erfüllt. Was konnte es Schrecklicheres geben? Palmira in *Regina Coeli*! Und warum? Die Kameraden hatten so seltsam gelächelt, als wüssten sie mehr. Und er? - ein Verbrecher! Vielleicht ein Mörder! Bald würde die Polizei auf der Suche nach ihm sein. Ihm fehlte die Kraft, die Energie, sich den Spürhunden noch länger zu entziehen. Sie würden ihn finden, man würde ihn fesseln und dann - dann würde er mit Palmira das ersehnte Wiedersehen feiern - in *Regina Coeli*! Nein, lieber den Tod als diese Stunde erleben!

Nach dem Tode sei ja alles aus, sagten die Kameraden. Und sie mussten es wissen, denn ihre Führer waren studierte, aufgeklärte Leute. Seine Mutter und Palmira waren freilich anderer Ansicht. Ach, was wissen denn Weiber! Des Unglücklichen Gedanken verwirrten sich. Fast instinktiv griff er in die Tasche, zog daraus das Säckchen mit den zwei Sublimat-Pillen und verschluckte sie ohne Zögern. Dann legte er sich auf das feuchte Gras am Straßenrande, schloss die Augen und erwartete den Tod. -

VI.

In einem Einzelzimmer des großen städtischen Spitals von S. Antonio lag Carlo, den Fuhrleute am frühen Morgen am Wege gefunden hatten, wie er unter den unerhörtesten Schmerzen wie ein Wurm sich wand, schaumbedeckt, die Augen aus den Augenhöhlen herausgetreten. Auf den Wagen genommen, hatte er derart um sich geschlagen, dass man ihn sogar binden musste, um die Verwundung seiner Umgebung zu verhindern. Dann war er in Bewusstlosigkeit gefallen. Die schnell herbeigerufenen Spitalärzte erklärten den Mann in höchster Lebensgefahr und ordneten sofort seinen Transport in ein Extrazimmer an.

Natürlich hatte der sogleich herbeigekommene Polizei - Kommissär in diesem Manne den Täter des gestrigen Raufhandels in der *Via*.... vermutet. Die zur Konstatierung seiner Identität herbeigerufenen Wirtsleute konnten nur Vermutung der Polizeibehörde bestätigen. Von Rechts wegen hätte Carlo nach *Regina Coeli* gehört, aber die Ärzte erklärten, in diesem Zustande sei der Mann nicht transportabel. Man müsse entweder seinen Tod oder eine Besserung in seinem Zustand abwarten. Die Polizeibehörde gab sich damit vorläufig zufrieden.

Als die alte Schwester Klara, der das Einzelzimmer Nr. 19 zugeteilt war, den Namen ihres neuen Klienten vom behandelnden Arzt erhielt und auf das Täfelchen über dem Bett des Kranken schreiben wollte, hielt sie plötzlich inne und schob die Brille über die Nase, wie sei gewöhnlich tat, wenn sie über etwas nachsinnen wollte.

„Buggiani, Buggiani?“ Ist mir doch so, als hätte ich gestern Abend zufällig gehört, wie die Krankenschwester von der Kinderabteilung einen todkranken Säugling Buggiani übernommen hätte. Angelo Buggiani. Ja, ja, ich irre nicht. Am Ende gar Vater und Sohn. Nun, dürften sich beide bald in der Ewigkeit begegnen.“

Wenige Stunden später läutete ein junges blasses Weib an der Pforte des Spitals und verlangte dringend die Oberin zu sprechen. Diese war eben verhindert und schickte Schwester Klara, nach ihrem Begehre zu fragen. Das Weib war derart schwach und abgehetzt, dass es erst nach Atem ringen musste, um sich verständlich zu machen.

„Haben sie ihn hergebracht, meinen Angelo. Hat das Fieber nachgelassen? Kann ich ihn sehen?“ stieß sie mühsam hervor.

Schwester Klara erriet mehr als sie erfuhr, um was es sich handelte.

„Ihr seid wohl die Mutter des Kleinen, den zwei Karabinieri gestern Abend brachten. Nun, arme Mutter, sorgt nicht mehr um das liebe Kind. Dem ist wohler als Euch und mir.“

„Er ist nicht mehr, er ist tot?“ schrie Palmira in herzerreißenden Tönen.

„Wenn sich's um das Kind handelt, ja. Mir hat's eben die Krankenschwester erzählt. Das Kind hatte einen schweren Diphtheritis - Anfall. Wahrscheinlich wurde in der Pflege etwas vernachlässigt, oder kam eine Verkühlung hinzu. Der Anfall wiederholte sich heute früh mit neuer Heftigkeit. Erstickungsanfälle traten ein. In wenigen Augenblicken war's vorbei. Und im Himmel ist nun ein Engelchen mehr“
„*O mio Gesù, o Gesù mio,*“ stöhnte die arme Mutter und brach in ein konvulsivisches Weinen aus.

Die alte Krankenschwester war derlei Szenen nur zu gewöhnt. Sie wartete still eine kleine Weile und perlte ihren Rosenkranz.

Dann nahm sie das arme Weib beim Arm und suchte ihr Mut zu machen.

„*Coraggio, coraggio!*“ flüsterte sie sanft. „Euer Angelo ist ja glücklich, er hat nichts auf dieser Welt verloren.“ Diese Worte wirkten wie ein Zauberwort. Palmira ermannte sich und wischte sich die Tränen aus den Augen. „Da habt Ihr wohl Recht, Schwester,“ sagte sie mit einem Ausdruck der Stimme, der auf ein Gemisch von Ergebung und Verzweiflung deutete. „Führt mich zu meinem Kinde.“

„Wir wollen sehen, ob er noch im Krankensaal ist, oder ob sie ihn schon in die Totenkammer gebracht haben,“ sagte die Schwester gütig. „Folgt mir.“

Im Krankensaale hatte der kleine Tote bereits anderen Kranken seines Alters Platz machen müssen. Schwester Klara führte also Palmira, der noch immer die Tränen über die Wangen flossen, durch die weiten Gänge des Spitals bis in die Totenkammer. Sie mussten an einigen offenen Särgen vorbei. Da lag einer, den man erst heute Morgen halbtot aus dem Tiber gefischt hatte; weiter unten ein alter Mann mit friedlichem Gesichtsausdruck, den Lungenödem ins Grab gebracht; dort ein junges Weib, das an den Folgen einer schweren Operation, fast unter dem Messer des Arztes, gestorben war.

Palmira durchzuckte ein Schauer, als sie sich in dieser Totengesellschaft sah. Ihr Blick fiel auf das wachsgelbe tote Weib und Entsetzen erfasste sie. An dem Munde der Toten hatte sich eine Blutblase von der Größe eines Hühnereies gebildet. Sie riss Schwester Klara am Arm und wies auf die Tote hin. Aber die gute Schwester brachte auch dieser grausige Anblick nicht aus der Fassung.

„Das ist nichts. Kommt bei solchen Toten, die unter dem Messer sterben, häufig vor.“

Sie nahm ein Tüchlein und wischte der Toten so ruhig die Blutblase weg, als hätte sie einem frischen, lebenskräftigen Kinde das Gesicht geputzt. Dann ging's weiter

bis zu dem kleinen Holzsaige Angelos. Da lag es, das kleine Engelchen, so still und friedlich, die Händchen gefaltet, in einem reinlichen weißen Hemdchen, das ihm die Krankenschwester angelegt. Nur die etwas bläuliche Farbe der Wangen und die blauen Lippen verrieten den schmerzhaften Erstickungstod. Sonst aber hatte aller Ausdruck des Schmerzes einem süßen Friedensausdrucke Platz gemacht.

Palmira warf sich über den offenen Sarg hin und brach abermals in Tränen aus. Aber es waren nicht mehr Tränen der Verzweiflung, sondern des Schmerzes, eines tiefen und doch milden Schmerzes.

Die Schwester hatte Recht: auf der Welt hatte er nichts verloren. Jetzt war er ein Englein im Himmel. Sie hob das lockige und schon totenschwere Köpfchen, nahm es in beide Hände, streichelte es, küsste die kalten, steifen Händchen, küsste die bloßen Füßchen, die unter dem Hemdchen hervorschauten.

„Kommt, kommt, Frau, jetzt ist es genug; ich hätte euch ohnehin nicht herführen sollen. Es ist eigentlich gegen die Vorschrift. Aber weil ihr nicht beim Sterben waret, machte ich die Ausnahme. Doch jetzt kommt. Die alte Schwester drängte, Palmira gehorchte.

Noch einen Kuss, noch einen Blick auf die sterblichen Reste ihres Angelo - und das arme Weib ließ sich widerstandslos in das Sprechzimmer zurückführen.

Hier sank Palmira auf einen Stuhl und brach in einen Weinkampf mit unartikulierten Worten aus. Die Schwester wollte sie beruhigen. „Es ist ja nicht wegen ihm und wegen meiner - ich kann's ertragen, weil ich ihn im Himmel weiß, - aber was wird der Vater sagen, wenn er's erfährt? Der arme Vater, der den Knaben so liebte! Carlo, was wirst du sagen! o Carlo! Carlo!“

Der alten Schwester, die sich schon entfernen wollte, um bei ihrem neunten Patienten in Nr. 19 nachzusehen, ging ein Licht auf. Gleichzeitig erfasste sie ein furchtbares Mitleid mit dem jungen Weibe vor ihr, das offenbar seinen Leidenskelch noch nicht bis zur Hefe getrunken hatte.

„Ihr nanntet einen Carlo,“ sagte sie sanft und zögernd, besorgt den richtigen Ton zu finden, um dem armen Weibe das folgende schonend beizubringen. „Drüben auf Nr. 19 habe ich einen neuen Patienten, namens Carlo Buggiani. Vielleicht ist der aus Eurer Verwandtschaft.“

Palmira zitterte am ganzen Leibe. „Carlo Buggiani, so heißt mein Mann, der Vater des Knaben. Aber,“ fügte sie gleichsam sich selbst beruhigend hinzu, „der ist nicht in Rom, sondern in Anzio und jetzt wahrscheinlich auf hoher See bei seinem Fischwerk.“

„Nun, desto besser für Euch, dann hat Euer Mann hier in Rom einen Namensvetter und keinen der besten Art.“ Die alte Schwester erzählte in kurzen Worten, was sie von ihrem Patienten wusste - dass er gestern Abend einen Raufhandel in der *Via* .. gehabt, dass er allerdings zu seiner Selbstverteidigung einem Manne das Messer in die Rippen gestoßen, dass er dann geflüchtet, wahrscheinlich in der Verzweiflung oder in der Angst vor Verfolgung zwei Sublimatpillen verschluckt und man ihn

dem Tode nahe heute Morgen außerhalb der Porta Maria Maggiore auf der Straße nach Anzio gefunden und hierher gebracht habe.

Schon als die Schwester den Namen der Straße nannte, hatte eine schreckliche Ahnung der entsetzlichen Wahrheit das arme Weib erfaßt; als sie aber die Straße von Anzio nennen hörte, wurde es Palmira mit einem Male siedendheiß im ganzen Körper. Eine glühende Röte der Scham bedeckte ihr bleiches Gesicht, ihre Knie schlotterten, sie hielt sich krampfhaft an der Sessellehne fest, um nicht umzufallen. „Zu ihm, zu ihm!“ schrie sie in gellendem Tone und riss die Schwester mit sich auf den Korridor hinaus.

Wenige Augenblicke später kniete das unglückliche Weib am Bette ihres Mannes, der noch immer der Sprache beraubt, bewusstlos dalag. Nur der verzerrte Ausdruck in den Gesichtszügen und die konvulsivischen Zuckungen der Arme und Füße deuteten auf die furchtbaren Schmerzen hin, die in seinem Eingeweiden wühlten. Die ärztliche Visite hatte eben stattgefunden. Nach dem ärztlichen Parere hatte der Mann nur noch wenige Stunden zu leben - Rettung war ausgeschlossen; die stärksten Gegengifte, weil zu spät gegeben, hatten die furchtbare Wirkung des Giftes - die Zersetzung des Blutes - nicht mehr aufhalten können. Ob er noch zum Bewusstsein zurückkehren würde, konnte niemand sagen.

Palmira hatte nach den ersten Augenblicken wilden Schmerzes aufgehört zu weinen. Die Sorge um die Seele ihres Mannes verdrängte jedes andere Gefühl. Sie nahm ihre Zuflucht zum Gebet und betete, betete mit einer Andacht und Kraft zum hl. Josef, zur Madonna, und vor allem zu *Gesù Nazareno*, als ob sie mit ihren Gebeten die Erhörung erzwingen müsste.

„Nur noch einen lichten Augenblick, o Gott, nur noch einen lichten Augenblick, dass er es bereuen kann,“ flehte sie. „Er war ja immer so gut. Die Kameraden haben ihn verdorben. Und auch was er jetzt tat - er tat es nicht mit Bewusstsein, nicht mit klarem Bewusstsein. Ich stehe gut für ihn. Jesus, o gib mir seine Seele. Lass sie nicht verloren gehen! O Herz Jesu, das du Todesangst gelitten hast, erbarme dich des Sterbenden. *Madonna delle grazie*, Mutter der Gnaden, erbitte ihm die Gnade einer guten Sterbestunde - Carlo, Carlo, hörst du mich nicht? Ich bin's, Palmira, deine Palmira,“ rief sie dem Kranken von Zeit zu Zeit ins Ohr. Wirklich schlug der Mann plötzlich die Augen auf, blickte erst wirr um sich und ließ dann das Auge mit einem Ausdrücke innigster Liebe auf das Weib zu seinen Füßen fallen.

Er wollte sprechen, aber die Zunge war bereits schwer und versagte den Dienst.

„Willst du den Priester, Carlo?“ sagte Palmira.

„Ja, mach schnell,“ brachte er lallend hervor und wie Trost und Sehnsucht flog es über das gebräunte Gesicht.

Der Priester war im Nu zur Hand. Nachdem er dem Sterbenden die Beichte gehört, spendete er ihm die letzte Ölung und brachte ihm die Wegzehrung. Carlo, der seit Jahren nicht mehr seine Ostern gehalten hatte, empfing die Sakramente mit Zeichen

wahrer Reue und Andacht. Das Gebet seines braven Weibes war wirklich durch die Wolken gedrungen.

Als der Priester das Krankenzimmer wieder verlassen hatte, kniete Palmira an dem Bette des Sterbenden nieder.

Die wunderbare, augenblickliche Besserung sollte nicht lange anhalten.

Carlos Blick wurde trüber, der Atem langsamer und die Brust hob sich unregelmäßig und schwer. Er schloss die Augen und schien das Bewusstsein wieder zu verlieren. Plötzlich blickte er nochmals auf und mit sichtlicher Anstrengung hauchte er: „Palmira, unser Angelo - behüt ihn gut - dass er Gott diene - “

Bald nach diesen Worten trat das Todesröcheln ein. In ungefähr einer Stunde hatte der Mann ausgerungen und seine Seele stand vor dem Richterstuhle Gottes.

Und Palmira? - Sie hatte mit fast übermenschlicher Willenskraft bis zum Schlusse einer unheimlichen Gewalt, die ihren Geist gefangen zu nehmen drohte, widerstanden. Jetzt war das Maß voll. Sie weinte nicht, sie klagte nicht.

Sie hatte sich an das Bettende gesetzt, spielte mit ihren Fingern und sah still zu, während die Krankenschwester den Toten umkleidete und wusch. Hin und wieder stieß sie ein kurzes Kichern aus, die Vorboten der seelischen Krankheit, die sich in ihr vorbereitete und von der sie während der noch langen Jahre eines langsamen Hinsiechens nicht mehr genesen sollte. Nachdem sie die zwei Leichen ihrer Liebsten nach dem *Campo Verano* begleitet, verlangte sie selbst nach *Regina Coeli* zurück geführt zu werden. Man hatte sie dort nur mit Rücksicht auf ihr krankes Kind und ihr sanftes Betragen bis zur Aufnahme ihres Prozesses auf freien Fuß gesetzt. Nun sah man dort bald, mit wem man es zu tun hatte. Statt wegen Beleidigung der Amtsgewalt prozessiert und gestraft zu werden, kam das unglückliche Weib in das städtische Irrenhaus, wo sie die Zahl derer vermehrte, für welche Staat und Gemeinde sorgen, deren Verwaltung und Regierung leider nur zu oft selbst Schuld sind, dass diese Armen, ins Elend und in Verzweiflung gestürzt, den Verstand verloren haben.

VII.

Er saß oder vielmehr lag gemächlich in einem weichen Schaukelstuhle seiner zweiundzwanzig Prachtgemächer, blies den blauen Dampf einer feinen ägyptischen Zigarette in die Luft und unterhielt sich, die Ringlein zu betrachten, die sich allmählich in der angenehm temperierten Zimmerluft auflösten.

Aufmerksam durchblätterte er sein Leibblatt, den „*Asino*“, und von Zeit zu Zeit spielte ein befriedigtes Lächeln um die dünnen Lippen. Alles war nach Wunsch gegangen. Um den verzweifelten Rufen nach Wohnungsnot einen anderen Kurs zu geben, war er interpelliert worden, ob nicht die Gemeinde Roms in den Besitz von etwa 36 Frauenklöstern treten solle, um sie den Obdachlosen zu überweisen.

Natürlich wussten sowohl der Interpellierende als auch der Interpellierte selbst sehr gut, dass der Gemeinde kein Recht zustände zu diesem Akte, und um brutale Gewalt zu üben, war wohl der Zeitpunkt noch nicht gekommen.

Allein mit dieser Interpellation war der Polemik ein weites Feld eröffnet worden. Die einen Blätter jubelten dem Antrag zu, die anderen bewiesen spaltenlang, dass die Gemeinde dies nicht tun dürfe, - der Bürgermeister brachte mit salomonischem Weisheitsspruch die aufgeregten Gemüter dadurch zur Ruhe, dass er erklärte, er würde die Streitfrage seinen Advokaten zum Studium überweisen. Damit gab man sich zufrieden. Mittlerweile aber war die Aufmerksamkeit von der durch den Block versprochenen aber nicht befriedigend gelösten Wohnungsfrage glücklich abgelenkt. Was wollte Er mehr!

Assessoren und Gemeinderäte würden nach wie vor unbehelligt schöne Paläste und Villini bewohnen können, während ihre Wähler zu 50 und 60 Personen in ungesunden und baufälligen Häusern zusammengepfercht waren. Sie würden in ihren Zinshäusern ihren Wählern die Miete steigern, sie eventuell mit Polizeihilfe auf die Straße setzen können und die Zahl der „*senza - tetti*“ nach Tausenden vermehren, sich selbst aber unbehelligt am *Campidoglio* und in den behaglich durchwärmten Palästen der Ministerien breit machen.

Die Gefahr war pariert. Bis zu neuer Wahl findet der Block wohl irgend einen anderen „klerikalen Sand“, um ihn den Wählern in die Augen zu streuen. Und als wollte die höchste Staatsgewalt das ihrige beitragen zu einer günstigen Stimmung über die „so weise und menschenfreundliche“ Verwaltung der ewigen Stadt, lief im Dezember 1908 - man weiß nicht durch welche Mittelchen veranlasst - selbst von höchster Stelle ein Telegramm ein, das Se. Exzellenz zur erspriesslichen Tätigkeit zum Wohle der Bürger Roms beglückwünschte.

Dann - am 28 Dezember - erfolgte die furchtbare Katastrophe von Messina. Das Unglück der obdachlosen Messinesen und Kalabresen stellte für lange Zeit hinaus die römischen „Obdachlosen“ in den Schatten und bot Ihrer Exzellenz und Kompanie Gelegenheit, sich mit phänomenaler Umsicht der Unglücklichen Süditaliens anzunehmen, ohne selbst in die Taschen greifen zu müssen. Wer hineinschauen könnte in die zerrissenen und blutenden Herzen so vieler Unglücklicher, der würde sich freilich eine andere Anschauung bilden von den Segnungen eines freimaurischen Regimes, - aber die Welt will eben getäuscht sein.

An der Klosterpforte der Passionisten, welche das Heiligtum der *Madonna delle grazie* bei Nettuno hüten, läutete ein altes Fischerweib.

„Hört, Bruder,“ sagte das Weib zu dem nach dem vertraulichen Ton ihrer Rede wohlbekannten Pförtner, „wollt ihr mir heute einen großen Gefallen tun?“

„Recht gern, Emilia.“

„Da, nehmt diese fünf Lire - hiermit übergab sie dem Bruder eine ganze Anzahl sorgsam in ein blaues Taschentuch geknüpfter Soldi - tragt sie zum Pater Prior und fragt ihn, ob er drei hl. Messen lesen wollte zu Ehren Unserer lieben Frau und zum Danke für die Bekehrung in der Todesstunde. Aber zählt erst das Geld; ich könnte mich verzählt haben.“ Der Bruder knüpfte das Tuch auf und tat wie ihm geheißen. Unterdessen schwätzte das Weib halb vor sich hin, halb zu dem Bruder gewendet: „Es ist freilich wenig, es kommen nicht einmal zwei Lire für die Messe! Aber woher das Geld nehmen! Diese Messen waren ihr letzter Wunsch, ehe man sie ins Irrenhaus brachte. Die alte Schwester Klara hat es uns ausgerichtet. Der Erlös der Truhe und Wiege sollte für die Messen verwendet werden. Wir bekamen nicht mehr für die beiden Dinger. Arme Palmira, armer Carlo. Wer hätte solch ein Ende erwartet.“ Und die Alte wischte sich die Tränen aus den Augen.

Der Bruder entfernte sich. In wenigen Augenblicken kam er zurück.

„Nun, wird es gehen?“ fragte die Alte schüchtern.

„Freilich. Pater Prior lässt Euch sagen, dass die Messen in den nächsten Tagen gelesen werden, und nun kommt, ich führe euch zu den Füßen der Madonna - da mögt Ihr Euren Schmerz ausweinen.“

Sie durchschritten den Hof, stiegen eine offene Freitreppe hinan und befanden sich in der kleinen, aber sehr reinlichen provisorischen Kapelle, welche gegenwärtig die Gnadenstatue birgt.

Der Bruder zündete zwei Kerzen am Altare an und zog an einer Schnur die Wand in die Höhe, welche die Nische mit der Gnadenstatue zu gewöhnlichen Zeiten dem Anblick der Gläubigen entzieht. Da blickte sie herab die geschnitzte Madonna mit dem lieben jungfräulichen Gesichte und dem wunderlieben Kinde in den Armen auf das vor ihr kniende alte Weib und süßer Trost zog in das Herz einer armen Mutter, die in der letzten Zeiten nur Weh, namenlos bitteres Weh empfunden. Tausende und Tausende hatten schon an dieser Stelle zur Madonna gefleht, ihr Leid geklagt und keiner war ungetröstet von dannen gegangen.

Auch die Alte trat gekräftigt und gestärkt ihren Heimweg an und die blutleeren Lippen summten ein um das andere Mal die letzten Strophen des Volksliedes zu Maria, der Mutter der Gnaden:

*Nostra Madre, Madre cara,
Te vogliamo sempre amar.
(Unsere Mutter, süße Mutter,
Dich wollen wir immer lieben.)*

Wie sollte eine Mutter d i e nicht lieben, der sie die Bekehrung ihres Carlo in letzter Stunde verdankte? ...